

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Dienstag, 6. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Emily Windermere hatte ihren Söhnen und Brigitte nach Marseille die Nachricht geschickt, daß sie zurückkommen möchten. Die kleinen Mädchen seien gesund — die Ansteckungsgefahr vorüber. Acht Tage nach Ostern erwarte sie den Lord aus London und — nach einem kürzeren Aufenthalt mit ihm in Nizza — gedenke man, einen höhergelegenen Ort in den Alpen der Provence aufzusuchen. Brigitte — hoffte die Lady — werde mit ihnen gehen. Man wolle doch endlich etwas voneinander haben. Sie, Emily, freue sich sehr auf das Zusammensein nach drei Wochen der eifrigsten Krankenpflege.

Man beschloß, gleich morgen früh, am zweiten Oftertage, aufzubrechen und nach einem kurzen Aufenthalt in Toulon etwa Dienstagabend wieder in Nizza zu sein. Marseille war ihnen allen verleidet.

„Einen Bummel durch die alte Hafenstadt machen wir aber noch“, entschied Reginald. „Gitta, du kommst doch mit — nicht wahr?“

„Aber Wilker muß uns begleiten. Mir ist unheimlich zumute wegen dieser dummen Sache. Ich habe mir ein anderes Zimmer geben lassen. Sonst schließ ich — weiß der Himmel — keine Minute heute nacht.“

Sie zog ein dunkles Mäntelchen über und prüfte den Verschluß der Kette, an der das Medaillon hing. Nur nicht verlieren, sagte sie sich. Ein leichtes Gefühl der Unbehaglichkeit wollte nicht von ihr weichen, aller jugendlichen Unbekümmertheit zum Trost. — Bald — tröstete sie sich — bin ich bei Emily.

Wilker, respektvoll immer einige Schritte hinterher gehend, ließ seine junge Herrschaft nicht aus den Augen. Das Gedränge und Getriebe in den engen Straßen war atemraubend. Die Gemüse- und Fruchtstände, nicht nur am Rande, nein, manchmal sogar in der Mitte der Straße, hinderten den Verkehr ebenso wie sie ihn einerseits anzogen. Buntes Volk aus dem Süden kaufte, feilschte, suchte aus, verwarf, wählte mit dem Temperament und der Hingabe des Südländers. Fragwürdige Gestalten aller Art gaben dem Ganzen einen fast abenteuerlichen Anstrich. Betrunkene Matrosen machte der kleine Zug jedesmal respektvoll Platz, und Wilker prüfte einige Male mit ein paar heimlichen Griffen die Spannkraft seiner Muskeln; er fühlte sich für die jungen Herrschaften verantwortlich.

„Gitta, sieh bloß, ein ganzer Fisch voll Ananas!“ flüsternte der immer obsthungerige Walter der Rusine zu. „Wollen wir uns eine kaufen?“

„Meinetwegen!“ lachte Brigitte, die das bunte Bild um sich mit Interesse beschaute. Die Jungen traten an

den Stand und suchten aus. Wilker — einen Augenblick sein Wächteramt vergessend — schaute nach einem Tunesen, der Teppiche und Perlenchnüre zum Verkauf anbot. So eine Schnüre wollte er der Rifles Wilker mitbringen, wenn es endlich einmal wieder heimging, nach England, wo es, trotz Nebel und Regen, immer noch am schönsten war.

Ein heller Aufschrei Brigittes rief ihn aus seinen Träumen zurück; ein paar andere Schreie mischten sich sekundenlang dazwischen, das Gedränge und Gestoße vermehrte sich noch um ein wenig. Aber niemand hielt oder hinderte auch nur ernstlich das dürre, schäbig gekleidete Männchen, das in der Menge unterzutauchen versuchte.

Eilig, geduckt, schlangenhaft schob es sich hindurch, war verschwunden, ehe Brigitte ihre großen, entsehten Augen von dem Platz gewandt, auf dem es eben noch gestanden. Sie hielt beide Hände um den Hals, als wolle sie jemand hindern, sie zu erwürgen.

Die Einheimischen kümmerten sich nicht um den Vorfall.

Fremde — augenscheinlich „Reiche“ —, was gingen sie an? Weshalb kamen die überhaupt hierher und sahen mit großen, aburteilenden Augen, oder mit überlegenem Lächeln, bestenfalls mit verständnislosem, doch liebevollem Staunen in ihren Alltag hinein? Alltag, woran, weiß Gott, viel zu tragen, wenig zu verdienen, aber wahrhaftig nichts Besonderes zu sehen war.

„Brigitte — Gitta — was ist?“

„Fräulein — Fräulein, so reden Sie doch!“

Die beiden Jungen, der alte Wilker standen vor dem jungen Mädchen.

„Oh, ich fürchte mich! Ich fürchte mich so! Er hat es mir rauben wollen!“

„Er? Wer? Rauben — was? Das Medaillon?“

„Mein Medaillon! Wieder! Der Herzog von Arles! Er war es selbst. Der Mann aus der Maison Carrée. Er stand plötzlich hinter mir — griff zu — über meine Schulter — riß. Die Kette hielt — zum Glück —, sonst . . .“

„Aber da hört doch alles auf!“ empörte sich Wilker — und Reginald überlegte, ob man nicht morgen früh, ehe man fuhr, die Polizei doch benachrichtigte.

„Ach was!“ tröstete Walter, der Appetit auf seine Ananas hatte und sie in vergnügter Gesellschaft verzehren wollte. „Laßt uns einfach ins Hotel zurückgehen. Bald sind wir bei Vater und Mutter . . . Wenn bis dahin man alles gut geht!“

„Ja — wenn . . .“, seufzte Brigitte kleinlaut.

In dieser Nacht faßte sie einen Entschluß.

Sie wagte nicht, Licht anzuzünden. Das Gefühl, sie werde beobachtet, verließ sie nicht mehr. Ihre an sich urgeordneten Nerven begannen unruhig zu werden.

Sobald aber das erste Licht des Tages aufdämmerte, verließ sie ihr Bett und nahm das verfolgte Medaillon von ihrem Hals, an dem es die ganze Nacht geruht.

Sie machte ein kleines, festes Paket — das Etui war ja leider endgültig verloren — und überlegte, wem sie das Wertstück zur Aufbewahrung anvertrauen könne. Vor allem durfte nichts verraten, daß sie die Absenderin sei. Diese rabiolen Räuber hätten nicht vor einem, wenigstens versuchten Postraub gescheut — davon war sie fest überzeugt. Also durfte das Medaillon nicht nach Hamburg an ihren Vater oder Bruder geschickt werden. Aber — Ines!

Auflage Ines war eines leichten Lungenleidens wegen in Davos zur Kur. Ein kleines Paket — selbst ein Wertpaket — an Fräulein Ines Merd, wenn es nicht ihren, Brigittes Namen als Absender trug, konnte keinen Verdacht erregen. Sie würde es irgendwo — in Toulon oder in Tréves — ausgeben, vorsichtig und unbemerkt, und Ines in einem besonderen Briefe mitteilen, was für eine Bewandnis es mit der Zusendung habe. Ines war zuverlässig, verschwiegen und treu — bei ihr war das Kleinod wohlgeborgen.

Brigitte machte langsam Toilette. Man hatte beschlossen, bei dem herrlichen Wetter früh am Morgen zu fahren und ohne allen weiteren Aufenthalt nach Nizza. Sie hatten alle drei — von Wilfer ganz zu schweigen — genug von der ungehemmten Freiheit und sehnten sich nach Heim, Mütterlichkeit, Ordnung, selbst Einordnung.

In Toulon gelang es Brigitte, sich des Paketchens zu entledigen. Sie deklarierte nicht allzu hoch — das hätte irgendwem auffallen können. Aber sie hatte die Augen überall — und wirklich: niemand war in dem Schalteraum, der auch nur im allergeringsten verdächtig erscheinen konnte.

Sobald sie ihr Kleinod aus den Händen gegeben hatte, fühlte sie sich wieder froh und sorglos und genoß die reichen Schönheiten der Fahrt.

Weniger sorglos war Wilfer.

Wenige Kilometer hinter Toulon zum ersten Male bemerkte er das kleine, aber sehr leistungsfähige Auto, das dem, das er führte — oder war es doch nur Einbildung? — auf der Spur zu folgen schien. Der Fahrer — Wilfer richtete es geschickt so ein, daß der Wagen einige Male dem seinen vorauskommen mußte, wenn er sich nicht offen als Verfolger hinstellen wollte —, der Fahrer war ein jüngerer Mensch, schlecht zu unterscheiden, ob Herrenfahrer oder Chauffeur. Der Insasse schien ein älterer Mann zu sein, feingliedrig, mit auserselbener Eleganz gekleidet. Er trug eine große Schutzbrille auf der langen, leichtgebogenen Nase. Immer, wenn die Wagen aneinander vorbeifuhren, hob dieser Alte eine Zeitung vor sein Antlitz, um sie alsbald fallen zu lassen und mit aufmerksamen Blicken die drei Insassen des großen Luxuswagens zu mustern, sowie er annehmen konnte, daß sie ihn nicht beachteten. Jedemal aber auch, wenn Wilfer ihn gezwungen, vorauszufahren, wartete der kleine Wagen — oft nur wenige Kilometer weiter — an der Straße und ließ dem, der von Wilfer gelenkt wurde, den Vortritt. Seine Nummer, staubbedeckt, war nicht erkennbar. Gewiß, man schien immer einen plausiblen Grund zu haben: einmal war der Fahrer am Motor beschäftigt, ein andermal beschaute der alte Herr durch ein großes Fernrohr die Gegend oder machte harmlose photographische Aufnahmen.

Dennoch wurde Wilfer ein Gefühl des Mißtrauens nicht los.

Wenn ich die jungen Herrschaften man heute abend erst sicher in ihrem eigenen Bett schlafen wüßte, dachte er zuweilen mit einer seltsamen Unruhe.

Wo haben Sie denn das Medaillon, Miß? fragte er bei schalliger Gelegenheit Brigitte. „Im Koffer?“

Das junge Mädchen schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das ist gut aufgehoben. Niemand kann vermuten, wo es sich befindet — und selbst, wenn man mich mit-

samt meinen Koffern vom Auto herunterholte — das Medaillon bekäme man doch nicht.“

Dennoch beruhigte Wilfer diese Auskunft auch nicht so recht — erst als ein wenig östlich von Hyères der kleine Wagen verschwunden schien, ließ seine Furcht nach.

Die Bucht von Cannes lag leuchtend im Strahl der blendenden Mittagssonne.

Dunkelblau, fast schwarz, breitete sich das Meer, von dem blühenden Gürtel des Landes in sanftem Schwung umflossen.

„Fahr langsam, Wilfer, langsam!“ baten die jungen Reisenden mit lebenswürdigem Befehl. „So schön wie heute war es hier noch nie.“

Im glasgrünen Wasser, dicht am Ufer, fast noch überschattet von den breit ausladenden Pinien, lag festes Gestein. Das weiße Gisch umspülte es — wie leidenschaftliche Gedanken ein fernes Ziel —, leckte und reckte sich hinauf, warf auch wohl einmal eine feuchte Welle über die moosgrünen Häupter — und glitt doch gleich wieder in die Tiefe hinunter, schwärmend, spielend, unruhig züngelnd — verlangend sich redend, immer wieder zu den Höhen emporgreifend, an denen für sie keine Rast noch bleibende Statt.

„Man sollte hier — wahrhaftig — ein bißchen schwimmen“, besann sich Walter.

Reginald und Brigitte stimmten bei.

Wilfer führte den Wagen an eine Stelle der Landstraße, an der ein breiter und wiesiger Rand unter hohen Bäumen schattige und angenehme Rast verhieß. Die jungen Leute suchten sich das Badezeug heraus und entfernten sich weit genug vom Wege, um dort nicht gesehen zu werden.

„In einer Stunde geht es weiter, Wilfer“, winkte Brigitte dem treuen Alten zu, ehe sie sich nach links, während die Buben sich rechts hielten, entfernte. Im Wasser wollte man sich treffen, sich entgegenschwimmen. Alle drei waren in diesem Sport wahrhaft Meister.

Eine halbe Stunde, nachdem die drei sich von ihm verabschiedet, fuhr das kleine Auto, das Wilfer am Morgen beunruhigte, wieder an ihm vorüber. Diesmal waren die Vorhänge dicht vor die Glasfenster gezogen und das Tempo des Wagens ein bedeutend höheres als sonst. Dennoch blickte der Fahrer mit schnellem Blick zu Wilfer hinüber, grüßte leicht und lächelnd und rief ein paar Worte, die zwar nicht ganz verständlich wurden, aber so lauteten, als wenn der junge Mann triumphiere, daß man nun endlich und endgültig die große Limousine überholt habe.

Wilfer grüßte wieder, winkte vergnügt und lachte sich selbst aus: „Was kann man doch zuweilen für dumme Gedanken haben! Ich hätte heute morgen kein Gift darauf genommen, daß hinter diesem Wagen nicht irgendein Schabernack stecke. Und nun erkenne ich die vollendete Harmlosigkeit.“

Als Reginald und Walter auf die Minute pünktlich zur verabredeten Zeit erschienen, war Brigitte noch nicht wieder da.

„Komisch — im Wasser haben wir sie auch nicht getroffen!“ machte Reginald nachdenklich.

Man wartete eine Viertelstunde — man begann zu rufen, zu suchen, folgte den Spuren der kleinen Schuhe mit den hohen und spitzen Absätzen.

Man fand das Häuflein Kleider, wohl verborgen unter einer Pinie und mit einem Stein beschwert, denn es ging ein Wind, der die düstigen Seidensachen wohl entführen konnte. Von Brigitte keine Spur.

Der erste Gedanke war der: Konnte sie verunglückt sein?

Brigitte, die schwamm wie ein Fisch und so gesund und munter war, wie es für ein neunzehnjähriges Mädchen nur denkbar? Immerhin.

Und dann entdeckte Walter den Platz, an dem offenbar ein Kampf zwischen mehreren Männchen stattgefunden hatte, entdeckte die kleine Handtasche Brigittes, zertrüßten und fortgeschleudert, entdeckte die Spur einiger Paar Schuhe, die von der Landstraße durch Gebüsch und Gestrüpp zum Strand und auf einem anderen entfernteren Wege zur Landstraße zurückführte. (Fortf. folgt.)

Der Univerſalerbe.

Von Albert Reitiſch (St. Andrä).

Der junge, ſchlechtbeſoldete Steueramtsadjunkt hatte nicht viel anderes, worüber er ſich freuen konnte, als ſeinen Onkel Fabian. Das heißt, eigentlich war nicht Onkel Fabian ſelbſt ſeine Freude, ſondern die Taſache, daß er der Neffe dieſes wohlhabenden und angeſehenen Sektionschefs war. Er ſelbſt war ein armer Teufel, zehrte vom jämmerlichen Erbeil ſeiner Eltern und die Ausſichten für die Zukunft waren durchaus nicht verlockend.

Aber wenn er vor ſeinen Amtskollegen ſagen konnte: „Mein Onkel Fabian, der Herr Sektionschef im Miniſterium des Äußeren“, das klang ſehr gut. Das erſetzte ihm manches andere, das er ſich nicht leiſten konnte. Wenn er dann das ehrfurchtsvolle Staunen ſeiner Kollegen ſah, vergaß er über dem Stolz, der ihn erfüllte, daß dieſer vornehme Onkel ſich noch nie um ihn geſchert, daß er ein Geiztragen und ungeſelliger Menſch war, der mit keinem ſeiner armen Verwandten in Berührung kommen wollte.

Der Sektionschef Fabian Warden mochte ſeine Verwandten nicht leiden, kam mit ihnen ſeit vielen Jahren nicht in perſönliche Berührung, und deshalb kannten ihn auch ſeine Neffen und Nichten nur vom Hörensagen, aus den Erzählungen der Mütter und Väter, und was ſie da erzählten, erfüllte ſie mit einem Gefühl gegen den reichen Mann, das zumindest als ſehr gemiſcht bezeichnet werden kann. Es beſtand aus einigen Teilen Hochachtung und ſtillem oder lautem Ingrimme zugleich. Hochachtung vor ſeinem Stand und Vermögen, Ingrimme auf ſeine Unnahbarkeit und Rückſichtsloſigkeit. Jede Patenſchaft lehnte er kurzweg ab, Beſuche empfing er nie, er war für ſeine Verwandten nie zu ſehen oder zu ſprechen. Aber ganz verſcherzen wollte es ſich niemand mit ihm, er war doch der Erbontel und man konnte nicht wiſſen . . .

Und ſo gratulierte man höflich und unentwegt weiter zu Neujahr, zum Namenstag, zu Weihnachten, Oſtern und zu jeder paſſenden Gelegenheit. Man konnte nicht wiſſen: ſchrieb man einmal nicht, war er vielleicht darüber beleidigt. In Gottes Namen, lieber geduldig ausharren, die Zeiten waren ſchlecht und teuer.

Mit der Zeit hatte der „Onkel-Fabian-Kultus“ eine regelrechte Familienfeindſchaft zur Folge. Inſgeheim und öffentlich beſchuldigte einer den anderen der Erbſchleierei, und einer hatte den anderen im Verdacht, daß er ihn bei Onkel Fabian herauszubeißen ſuche. Und nun wurden die Aufmerkſamkeiten noch eifriger und fanatiſcher betrieben, damit man allen Falſchheiten im voraus entgegenarbeite und damit ſich der andere ärgere.

Und der andere ärgerte ſich auch, und zugleich freute er ſich, daß die lieben Verwandten auch nichts erreichten. Man beobachtete ſich gegenseitig und wartete auf den endlichen Sieg.

Der junge Steueramtsadjunkt Willi Warden war eigentlich friedliebender Natur, er kümmerte ſich nicht um die Geſchicklichkeiten der Verwandten und ſchrieb nur gewohnheitsmäßig dem Onkel jährlich einige Briefe, wie zu Zeiten, als ſeine ſelige Mutter noch lebte. Und trotzdem blieb, wie geſagt, der Onkel Fabian ſeine einzige Freude. —

Eines Morgens rief ihn der Steueramtsdirektor in ſein Arbeitszimmer und ſagte ihm mit wohlwollend bedauerlichem Tonfall und entſprechender ernſter Miene: „Mein lieber Warden, ich muß Ihnen leider eine betrübende Mitteilung machen: ſoeben erhalte ich die offizielle Nachricht vom Tode Ihres verehrten Onkels, des Herrn Sektionschefs Fabian Warden, und ſoll Ihnen dies zur Kenntnis bringen. Nehmen Sie gleichzeitig meine aufrichtigſte Teilnahme entgegen, und wenn Sie Urlaub brauchen wegen des Begräbniſſes.“

Willi Warden bekam einen fünftägigen Urlaub und reiste unverzüglich nach Salzburg ab. Kaum hatte er ſo recht Zeit, ſich mit dieſer ſo plötzlich eingetretenen Taſache näher zu befaſſen. Was würde nun geſchehen? Würden die Hoffnungen, die man auf das Ableben des Sektionschefs geſetzt, in Erfüllung gehen? Und was bedeutete dies für ihn?

Er konnte ſich darüber kein klares Bild machen. Selbſtverſtändlich reiste er mit dem Perſonenzuge, fuhr die ganze Nacht, kam gegen Mittag in Salzburg an und hatte noch bequem Zeit, ſich im kleinen Hotel, wo er ſich einlogierte, umzuſehen, dann fuhr er mit der elektriſchen hinaus nach dem Willendorfer, in dem der Sektionsrat gewohnt hatte. Das Begräbniß war für drei Uhr nachmittags angeſetzt und die Leiche beſand ſich in der Leichenhalle des St. Anna-Krankenhauses, von wo ſie zum Friedhof überführt werden ſollte. Da der Sektionschef niemanden als einen alten Diener bei ſich hatte, ließ er ſich, als er krank wurde, ins Spital,

das in der Nähe ſeines Hauſes lag, überführen, wo er ſtarb. Allein, unter Fremden, wie er gelebt hatte.

Willi Warden kam gegen dreiviertel drei Uhr im Spital an, ließ ſich den Weg zur Aufbahrungshalle zeigen; als er aber hinkam, wurde der Sarg ſoeben aus den bereitſtehenden Leichenwagen gehoben. Er wäre jaſt zu ſpät gekommen. Weiß Gott, wie die Uhren hier gehen, er hatte die ſeine doch noch am Bahnhof richtig geſtellt. Einige alte Herren ſtanden in der Kapellentür, einige Damen, lauter Unbekannte, meiſt alte Leute, und nur vier davon ſtiegen in einen für die Trauergäſte beſtimmten Wagen. Willi Warden ſah ſich wartend um. Wo blieben die Tanten und anderen Verwandten? In den zweiten Wagen ſetzten ſich jezt wieder drei Herren, er kannte ſie ebenfalls nicht. Das konnten vielleicht Onkel Eberhard, Onkel Otto und Onkel Max ſein, die in Mödling wohnten; er kannte ſie nicht, ſie waren auch nur im zweiten Grade Onkel zu ihm. Der Diener riß den Wagenschlag auf, und wenn Willi Warden nicht zurüchbleiben wollte, mußte er allein einſteigen, was er auch tat, und dann ſetzte ſich der kleine Zug in Bewegung und fuhr im raſchen Tempo durch die Straßen.

Jezt erſt überkam ihn die Begräbnißſtimmung, als er ſo allein in ſeinem Wagen ſitzend hinter dem Leichenwagen fuhr, dem außer ihm nur noch ein ſpärliches Duzend Menſchen das Geleit gaben. Das alſo war Onkel Fabians Begräbniß? So ſchmudlos, ſo dürftig jaſt und ſo ohne ſichtbare Teilnahme. Eine Erbitterung überkam ihn. Eigentlich hatte der Onkel alſo recht gehabt mit ſeiner Verachtung der Verwandten.

Nun zeigte es ſich. Jezt, wo er tot war, kümmerte ſich keiner mehr um ihn. Wozu auch? Er ſieht es ja nicht mehr, wer hinter ſeinem Sarge geht. Weiß Gott, Willi hatte ſich oft genug über Onkel Fabian geärgert und ihn eigentlich nie gerne gehabt, aber jezt fühlte er doch, daß das verwandſchaftliche Blut ſie miteinander verbunden hatte. Der reiche, umſchmeichelte Onkel Fabian war ein armer, alter Mann geweſen, jezt ſah man das erſt. Das hätte Willi Warden nie gedacht. Er verſank ganz in traurige und menſchenfeindliche Betrachtungen.

Es war jaſt finſter, als ſie am Friedhof ankamen, und ein modriger Geruch entſtieg der feuchten Erde, die mit welken Kränzen und fallendem Laub bedeckt war.

Fröſtelnd ſtand Willi Warden neben den anderen Trauergäſten und ließ die eintönigen Worte des Prieſters, der den Segen ſprach, an ſeinen Ohren vorbei ſummen, dann trat einer der alten Herren vor und ſagte, halb zu den anderen gewendet: „Gott ſchenke ihm die ewige Ruhe, er als der jüngſte von uns mußte vorangehen!“

Die anderen murmelten beſtimmend: „Fünzig Jahre iſt kein Alter!“

Und ſo gerne hat er noch Tarock geſpielt, der gute Berwalter Blümel!“ Und ſie wendeten ſich zum Gehen.

Willi Warden fuhr aus ſeinem Hinbrüten auf. Was ſprachen die da? Ohne zu überlegen, inſtinktiv trat er vor die Herren und fragte den einen: „Kannten Sie ihn?“ Er deutete nach dem Grabe.

„Selbſtverſtändlich kannte ich Berwalter Blümel, er war doch ein Amtskollege von mir.“

Berwalter Blümel? Berwalter Blümel?“

Willi Warden war zuerſt ſtarr vor Verblüffung, dann ſtorterte er unzuſammenhängende Worte hervor vom Tode ſeines Onkels, und daß er heute begraben werden ſollte.

„Stimmt“, ſagte der alte Herr, der zuerſt ſprach, „aber erſt um halb vier, eine halbe Stunde nach Berwalter Blümels Einſegnung wurde ſeine Leiche eingeeſegnet.“

Alſo er war zu früh gekommen, mit einem fremden Begräbnißzug weggefahren, und jezt war alles zu ſpät, er war nicht beim Begräbniß des Onkels, alle Verwandten waren ſicher dabei und was dachte man von ihm? Niemand durfte von dieſer Blamage erfahren. Niemand. Das ſtand feſt.

Und Willi Warden fuhr noch am Abend zurück nach Hauſe und ſperrte ſich drei Tage ein, denn er wollte jeder Frage ausweichen. —

Einige Tage waren vergangen, da erhielt er ein Schreiben eines ihm unbekannten Rechtsanwaltes, welcher ihm folgendes mitteilte:

„Euer Wohlgeborener!“

Auf ausdrücklichen Wunſch Ihres verewigten Herrn Onkels, des Herrn Sektionschefs Fabian Warden, ſand zwei Tage nach ſeiner Beſtattung die Eröffnung ſeines Teſtamentes, welches er vor Jahren gemacht und bei mir hinterlegt hatte, ſtatt, und zwar in Anweſenheit ſämtlicher Verwandten, welche dem Begräbniß beigewohnt hatten.

Der wörtliche Inhalt des Teſtamentes lautet: Ich habe allein in Ruhe gelebt und will allein in Ruhe ſterben. Zu meinem Begräbniß, welches ich meinem Range entſprechend und würdig haben will, werden ohne dies alle Verwandten, welche ich mir bei Lebzeiten kaum vom Hauſe

zu halten vermochte, kommen. Sollte sich aber, was ich nicht glaube, unter meinen Verwandten ein so anständiger Mensch befinden, der so viel Ehre im Leib hat und so viel Selbstachtung, daß er sich nach dem Tode nicht an seinen heranbrängt, der bei Lebzeiten von ihm nichts wissen wollte, sollte einer meiner Verwandten nicht beim Begräbnisse erscheinen, trotzdem er gesund ist und ihn keinerlei andere Möglichkeiten daran hindern, so vermaße ich diesem, als dem einzig würdigen Verwandten, mein Vermögen und sehe ihn zum Unverfallerbden ein! Sonst fällt mein Vermögen dem Staate zu."

"Ich habe somit die Ehre, Sie gleichzeitig als Universalerbe des Herrn Sektionschefs zu beglückwünschen."

Willi Warden hatte allen Grund, die Lebensanschauung seines Onkels zu preisen, noch mehr aber den glücklichen Zufall, der ihm zur Erbschaft verhalf. Und nach einigen Jahren mochte er selber daran glauben, daß es „Selbstachtung“ war, wie es seine Kameraden glaubten. Nur die zu kurz gekommenen Verwandten nannten ihn einen gemeinen Heuchler.

Bilder vom Meer.

Von Wolf v. Rummel, München.

Sonnenhitze brandet an leuchtende Uferfelsen. Das Steingeröll glüht, von zitternder Luft umflutet. Das Meer schäumt und wäscht an aufstrebenden, zerfurchten Wänden; nach jedem Wogenanprall stürzen unter Spritzern Wasserfälle aus den Spalten im Gestein zurück. Grünes Seegras wogt den Felsen entlang auf und ab. Sonnenlicht strahlt durch die Luft und blüht tausendfältig im wiegenden Wasser. Weit draußen verschwimmen Himmel und Meer in einem dampfenden Blau.

Wie ein Sack schlief ich auf den zwar unbequemen, aber angewohnten Steinblöcken des Strandes; ich hörte nur im Traum das laute Brausen der Brandung und roch die feuchte Seeluft, die in Schleiern von den Brechern herüberwallte. Als ich allmählich erwachte, blickte ich lange auf die steigenden und hüpfenden Wellen, die in ihrer herankosenden Wucht sich immer überboten, die immer drohender sich zu ihrem letzten Sprung erhoben. Dann lösten sie sich doch, donnernd zusammenstürzend, in kostlose Schaumfloden auf, zogen sich mit leisem Aufrauschen zurück, um einer neu aufstrebenden Wogenwand Raum zu geben.

Ich zog mich aus und sprang mit einigen Sähen ins Wasser. Vor mir bäumte sich eine riesige Welle, warf mich hin und wirbelte mich zwischen den Felsblöcken herum. Ich stand halb betäubt auf, da eine Wand von Schaum will niederstürzend mich und sich begaben; ein Sprung, die Welle trägt mich mit sich fort, Gesicht setzt mir ins Gesicht. Mein Schlund ist voll Salzwasser. Die Augen schmerzen mich. Langsam schwimme ich weiter heraus, wo die See ruhiger flutet. Ich lege mich auf den Rücken, sehe droben eine einzige, rührende, durchglänzte Wolke blinken und lasse mich vom langwogenden Rhythmus wiegen. Erst spät arbeite ich mich durch die Brecher am Ufer, klettere zerschrammt und zerschlagen über die Risse und Blöcke am Strand.

Blau des Himmels tönt über dem dunkleren Blau des Meeres. Über den grellhellen Sand am Ufer wimmeln Scharen von halbnackten Menschen. Einige schwimmen weit draußen zwischen den weißen Kammern; am Rand im Seichten pantischen kleine Kinder und plärren, wenn sie von den Wellen umgespült werden. Andere spielen auf dem heißen Sand mit farbigen Bällen. Schatten brauner Leute irren über das weitläufige Feld. Helle Kleider in allen Farben. Rufe schallen von allen Seiten, Gelächter schwingt durch die Luft. Das Getöse der vielen Stimmen wird begleitet vom stetigen, brausenden Laft des Meeres.

Der Länge nach liege ich ausgestreckt im Sand, meine Augen schließen sich vor Überhelligkeit. Ich sehe nur mehr das Rot, das die Sonne durch meine Lider strahlt. Die Hitze umstreicht meinen Körper, läßt meine Haut sich röten, läßt den Sand erglühen. Vom Strand weg treibt die Meeresdampf empor. Langsam verfinke ich, vom Sprudeln des Lebens losgelöst, in einen Rausch, in einen Schlaf, von Überhelligkeit erzeugt. In diesem Taumel von Licht ist mir, als ob ich frei im Raum schwebte, mich mit allem drehe.

Das Brausen der Farben verblaßt. Die Sonne ist hinter den Felsen versunken. Jetzt vernimmt man, wie leichte Wellen über den immer noch hellen Strandsaum schlagen. Der Schotter am Strand knirscht leise bei jedem Aufrauschen. Der zurückfliehende Schaum knistert.

Dämmerung fließt in die Nacht. Das mächtig gewordene Wasser löst und schreut wieder ab, fremd und kühl atmend. Die Formen der Steine, die Bäume, die tagsüber in Dinnacht vor dem brandenden Licht schwiegen, erwachen zu geheimnisvollem Leben. Aus den Steinwänden treten Türme, Riesengestalten, Säulen, Bienen, die in der perlenden, schwarzen

Flut auf- und abtauchen, nehmen Fragen an. Schwarze Zypressen türmen sich gegen den blauen Nachthimmel. Schleierartige Sträucher kitzeln. Das Gras, das von der Hitze gemordete, spricht leise. Insekten springen furend durch die Luft. Inzaden, die unsichtbar in den Felsen wohnen, zirpen nimmermüde die eintönige Musik der Felsen, die verflücht wird vom Geplätscher des anströmenden Wassers. Und Sternheere entschweben dem tiefen, nächtlichen Raum.

Wie fährt man am besten nach Villa Rica?

Von Hans Kiebau.

Neder kommt ins Reisebüro. „Guten Tag“ sagt er, „wollen Sie mir bitte eine Reise nach Villa Rica zusammenstellen.“

„Gewiß“, nickte der Beamte. „Meinen Sie Villa Rica in Paraguan oder Villa Rica in Mexiko?“

„Paraguan“, sagt Neder.

„Welche Klasse Eisenbahn“, fragt der Beamte weiter, „und welche Klasse Schiff?“

„Es kommt nicht darauf an“, sagt Neder, „nehmen Sie ruhig die erste Klasse.“

„Aber nicht alle Dampfer“, fährt der Beamte fort, „führen erste Klasse. Würden Sie unter Umständen streckenweise auch die zweite Klasse in Kauf nehmen?“

„Gewiß“, sagt Neder, „ich würde auch die zweite Klasse in Kauf nehmen.“

„Und soll die Reise über Santos gehen?“ fragt der Beamte weiter. „Dann kämen allerdings ein paar Tage auf einem Flußschiff in Frage. Oder wollen Sie die etwas teure Strecke über Montevideo nehmen? Dann steigen Sie vom Schiff aus unmittelbar in den Fernzug nach Paraguan.“

„Über Montevideo“, sagt Neder.

„Also gut“, nickte der Beamte, „morgen früh habe ich die genaue Aufstellung fertig.“

Am nächsten Morgen ist Neder wieder im Reisebüro. „Hier ist die Fahrplanstizze“, kommt der Beamte auf ihn zu und öffnet ein ziemlich dickes blaues Heft. „Abfahrt von Bremerhaven am 30. November, 4. Dezember oder 9. Dezember. Ankunft in Amsterdam 2. Dezember, 6. Dezember oder 11. Dezember. Abfahrt von Amsterdam . . . Der Beamte liest und liest. „Sind Sie zufrieden?“ fragt er, als er fertig ist.

„Um“, sagt Neder, „zufrieden schon, aber mein Sohn hat sich nicht genau ausgedrückt. Es ist doch nicht Villa Rica in Paraguan, sondern Villa Rica in Mexiko.“

Der Beamte schweigt einen Augenblick. „Aha“, rauft er sich dann zusammen, „es handelt sich um Ihren Sohn? Selbstverständlich werde ich bis morgen früh auch die genaue Reiseitizze nach Villa Rica in Mexiko fertig haben.“

„Das ist viel zu spät“, schüttelt Neder den Kopf. „Morgen früh muß mein Sohn die Geographiearbeit schon abliefern.“

Wußten Sie das schon?

New York verzehrt auf den Kopf der Bevölkerung mehr als täglich als irgend eine andere Stadt der Welt. In zweiter Reihe steht Hamburg; dann schließen sich an Kopenhagen, Berlin, London und Paris.

In Bilbao haben die Autofahrer bei den Behörden durchgesetzt, daß sie, wenn sie wegen irgendwelcher Fahrvergehen ins Gefängnis kommen, eine bevorzugte Behandlung genießen, und zwar schlafen sie in gesonderten Räumen, haben ein besonderes Esszimmer, einen Empfangsraum und einen Baderaum mit Duschen.

Als eine merkwürdige Tatsache ist zu erwähnen, daß in den östlichen Teilen von London, also den Armenvierteln, den „Slums“, Jahr für Jahr eine geradezu ungeheure Menge von Schnittblumen verkauft werden.

In den drei Monaten April, Mai und Juni werden ebensoviel Verlobungsringe gekauft wie in den übrigen neun Monaten des Jahres zusammengekommen.

Die Menschen essen heutzutage nicht mehr so viele Kartoffeln wie früher. Der Verbrauch ist auf etwa drei Fünftel zurückgegangen.